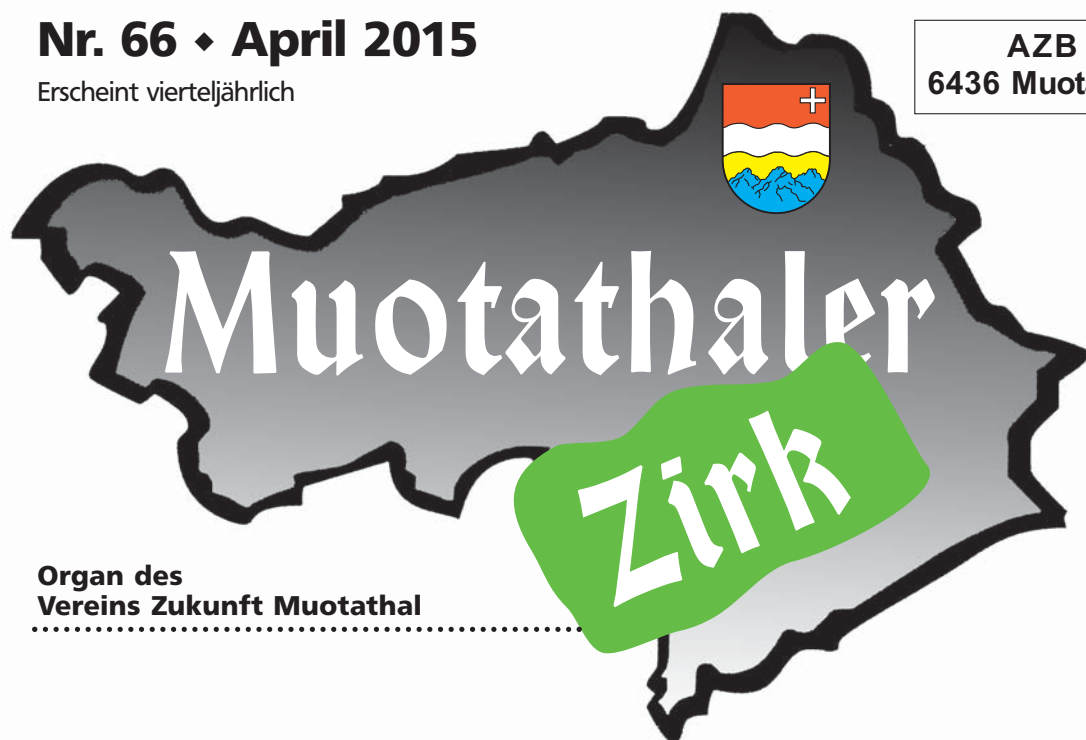




Organ des
Vereins Zukunft Muotathal

Brennpunkt

Ausbau des Strassentunnels nach Illgau

■ *Aufwändige Ausweitung verursacht eine zweimonatige Totalsperre*

Gute Zufahrten sind für unsere Region äusserst wichtig. Aus Illgauer (und auch Muotathaler) Sicht ist einerseits die Strasse von Schwyz ums Gibelhorn zu nennen, andererseits gehört auch die Strasse nach Illgau dazu. Nun ist aber der Strassentunnel unterhalb des Dorfes für den Schwerverkehr und die Autocars zu einem Nadelöhr geworden. Das wird sich aber in naher Zukunft ändern. Für Illgau ein Grossprojekt.

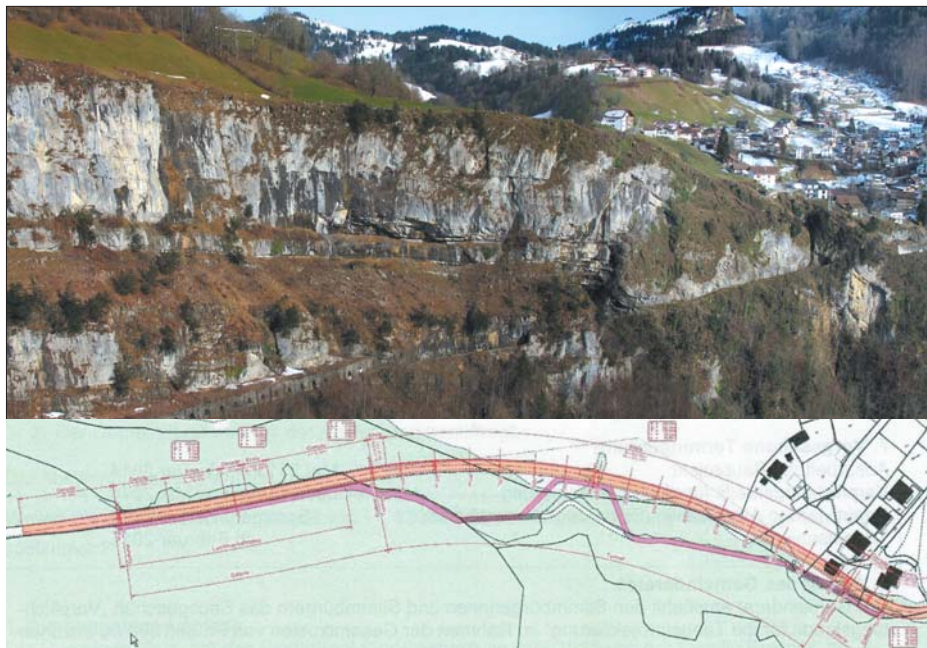
Text: Konrad Bürgler

Bilder: zvg Gemeinde Illgau und Konrad Bürgler

Die in den Jahren 1909 bis 1911 neu gebaute, schmale Strasse vom Grünenwald nach Illgau, mit zwei kurzen Tunnels im obersten Streckenabschnitt, vermochte den damaligen Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen. Auch damals noch, als sie zur Winterszeit infolge Schneefalls und Lawengefahr oft für zwei bis drei Monate geschlossen und gänzlich unpassierbar war. Man wusste sich zu arrangieren. Doch gegen Ende der 1960er-Jahre wurde die Strasse, wenn immer möglich, auch im Winter offengehalten. Dies war mit dem Einsatz von gemieteten Schneefräsen möglich.

Der generelle Ausbau der Strasse wurde im November 1971 mit dem Bau eines 305 m langen, neuen Tunnels begonnen. Am unteren Ende des Tunnels wurde eine 155 Meter lange Stein- und Lawinenschutzgalerie gebaut. Tunnel und Galerie kosteten die Gemeinde damals rund 2.7 Mio. Franken. Im September 1980 war die ganze Strecke fertig ausgebaut und konnte eingeweiht werden. Bei der Einweihungsfeier

wurde sie als «Lebensader» für das Bergdorf bezeichnet. In den Folgejahren wurde die Strasse sukzessive verbreitert und gesichert, der Tunnel jedoch blieb unverändert. Die Bevölkerungszahl stieg und für den Broterwerb mussten und müssen immer mehr Personen ausserhalb der Gemeinde eine Arbeit finden. Der Autoverkehr nimmt stetig zu und damit auch der Schwerverkehr.



Panoramabild mit Galerie, alter Strasse, den zwei Tunnels und darunter der passenden Planskizze (Galerie und Tunnel = orange; alte Strasse = rot).

Engpass der Illgauerstrasse

Der Tunnel aber wird zunehmend zum Nadelöhr. Nicht selten müssen grosse Fahrzeuge im «Turnäll» rückwärts fahren, da ein Kreuzen nicht möglich ist. Gewisse Transportfirmen weigern sich sogar, die Illgauerstrasse wegen des zu engen Tunnels mit ihren grossen Fahrzeugen zu benützen. So muss die Fracht auf kleinere Fahrzeuge umgeladen werden. Für den Langsamverkehr und für Fussgänger wird das Benutzen des Tunnels ohnehin zum Sicherheitsrisiko. Kurz gesagt, der Tunnel entspricht nicht mehr den Anforderungen der Verkehrsteilnehmer.



Gemeindeversammlung bewilligt Kredit von 10 Millionen

Nach langem Planen beschloss die Gemeindeversammlung im Mai 2014 die Ausweitung des derzeitigen Tunnelprofils und die Reaktivierung der alten Strasse. Dazu bewilligte man einen Kredit von 10 Mio. Franken. Mit diesem Geld wurden und werden Holzschlagarbeiten, Felsreinigungen, ein neuer Vortunnel auf der Seite Illgaus und die Aufweitung des zirka 305 Meter langen bergmännischen Tunnels gemacht. Künftig sollen zwei LKWs bei einer Höchstgeschwindigkeit von 60 km/h kreuzen können. Eingeschlossen ist auch die Instandstellung und Sicherung der alten Strasse zur Benützung durch Radfahrer und Fussgänger. Zu diesen Instandstellungsarbeiten gehört auch der Bau einer rund 150 Meter langen Stahlkonstruktion entlang der Galerie, die anschliessend in die alte Strasse einmündet. Damit könnte die reaktivierte alte Strasse in Notsituationen sogar für Personenwagen (einspurig) genutzt werden. Die westliche Galerie indes bleibt unverändert, da die Chauffeure

Bis diese «Strasse» wieder für den Langsamverkehr und die Fussgänger passierbar ist, gibt es noch einiges zu tun.

von zwei entgegengerichteten Grossfahrzeugen Sichtkontakt haben und einer gegebenenfalls kurz warten kann.

Verkehrskonzept und Dauer der Arbeiten

Inzwischen sind die Arbeiten an die «ARGE Tunnel Illgau» (Lazzarini AG, Chur/Käppeli AG, Seewen) vergeben worden. Die Aufweitung des bergmännischen Teils wird in konventioneller Arbeitsweise mit Ausbruch durch Sprengvortrieb vorgenommen. Dabei fallen geschätzte 6'700 m³ Felsabbruch an. Die Bauzeit wird von der ersten Installation bis zum letzten Schliff auf rund zwei Jahre geschätzt. Bereits im März wurde mit den Tunnelvorarbeiten begonnen und seit einigen Tagen müssen die Verkehrsteilnehmer Behinderungen in Kauf nehmen. In der Zeit vom Montag, 13. April 2015, bis Samstag, 13. Juni 2015, bleibt die Strasse für jeglichen Verkehr gesperrt. Auch danach gibt es mehrstündige Einschränkungen (Siehe Kasten!).

Luftseilbahn Illgau-Ried wird im Sommer 2015 umfassend revidiert

Erschwert wird die diesjährige Verkehrssituation zusätzlich durch die Revision der Luftseilbahn Illgau-Ried vom 6. Juli bis zum 8. August 2015. Auch da trifft man Vorkehrungen, damit Bewohner und Ausflügler mit Bussen von und nach Illgau transportiert werden können. In dieser Zeit ist der Tunnel immer einspurig befahrbar.

Es werden in der kommenden Zeit also einige logistische Herausforderungen auf die Illgauer Bevölkerung zukommen, müssen sich doch alle auswärts berufstätigen IllgauerInnen entsprechend organisieren und längere und zeitaufwändigere Arbeitswege in Kauf nehmen. Mit Geduld und dem nötigen Verständnis meistern das die Illgauer ebenso wie alle übrigen Betroffenen. Wir wünschen uns eine unfallfreie Bauzeit und ein gutes Gelingen der Arbeiten.

Sperrzeiten:

- 13.04.2015 – 13.06.2015 Tunneltotalsperre für jeglichen Verkehr (auch für Fussgänger).
 - 15.06.2015 – 03.07.2015 Tunnel jeweils gesperrt von 08.30 – 11.30 Uhr und von 14.00 – 16.30 Uhr
 - 06.07.2015 – 08.08.2015 Revision der Luftseilbahn Illgau-Ried. Strasse immer einspurig befahrbar. (Sicherheitssperrungen mit Wartezeiten von ca. 30 Min. möglich.) Ein Busbetrieb für nichtmotorisierte Anreisende ist organisiert.
 - 10.08.2015 – 28.08.2015 Tunnel jeweils gesperrt von 08.30 – 11.30 Uhr und von 14.00 – 16.30 Uhr.
 - Ab 29.08.2015 Tunnel wieder einspurig befahrbar.
- Allfällige unvorhersehbare Änderungen dieser Pläne bleiben vorbehalten!

Wann und wie komme ich während der Hauptbauzeit nach Illgau?

Mit dem öffentlichen Verkehrsmittel: Wie gewohnt mit dem Bus zur Haltestelle «Seilbahn Illgau» in Ried (Muotathal) fahren und dort die Luftseilbahn nach Illgau benützen.

Mit dem Privatauto: Am besten bis zur Bushaltestelle «Seilbahn Illgau» fahren. Dort steht während der Tunnelbauzeit ein grosszügiger Parkplatz zur Verfügung. Danach kommt man mit der Luftseilbahn in knapp drei Minuten mitten in das malerische Dorf. Eine Alternative gibt es für jene, die nicht die Seilbahn benützen wollen: Man fährt von Schwyz in Richtung Ibergeregg. Beim Gründel zweigt man rechts ab und fährt auf der schmalen Strasse ins rund sechs Kilometer entfernte Dorf Illgau. Die Umfahrungen sind grossräumig signalisiert.

Fussgänger: Man benutzt den markierten Wanderweg nach Illgau, der zirka 100 Meter östlich von der Bushaltestelle «Seilbahn Illgau» beginnt. Er ist zwar etwas anstrengend, aber in rund drei viertel Stunden erreicht man das Bergdorf mit dem guten Gefühl, etwas für die Gesundheit getan zu haben.

Was ist zu tun in einem Notfall? Dafür steht ein Konzept bereit, welches die zuständigen Stellen (Gemeinde, Polizei, Rettungsdienst usw.) kennen.

Hotline: Bei speziellen Fragen zu den Sperrungen gibt die Gemeinde Illgau (werktags zu Bürozeiten) unter der Tel. 041 830 10 06 gerne Auskunft.

Lebensstationen auf vier Kontinenten

■ *Antoinette Schuler-Gwerder war schon in Europa, Afrika, Amerika und Asien zuhause*

Wo befinden sich Ruanda, Ecuador, Haiti, Nepal, Pakistan und die Mongolei? Eine, die es weiss und stundenlang von diesen Ländern erzählen kann, ist «ds Chlämmers Nett», heute Antoinette Schuler-Gwerder. Sie ist Tochter des verstorbenen Ehepaares Franz und Marie Gwerder-Schmidig und Älteste der acht Geschwister Eugen, Emil, Armin, Esther, Rosa-Maria, Marietta und Irmgard. Am Vorabend der Sennenchilbi, an dem sie sozusagen zurückkehrte zu ihren Wurzeln, erzählte sie aus ihrem spannenden Leben.

Brigitte Imhof



Die heute in Burgdorf lebende Muotathalerin Antoinette Schuler-Gwerder.

Offen für Neues

Antoinette kam 1951 in Muotathal zur Welt, besuchte da die Schulen und erlangte im Theresianum Ingenbohl das Primarlehrerinnendiplom. Darauf arbeitete sie zehn Jahre als Lehrerin und kam privat mit Karl Schuler aus Schwyz zusammen. Diese Beziehung sollte das Leben der jungen Frau in ganz unerwartete Bahnen lenken. Der studierte Forstingenieur wollte das Gelernte in der Entwicklungszusammenarbeit anwenden. Antoinette war offen für Neues, kannte das Ausland von einem Englandaufenthalt und von Reisen nach Griechenland und Frankreich. Sie habe damals vieles aufgegeben, beziehungsweise verlassen müssen: Ihren Beruf, ihren Freundeskreis und ihre Familie. Doch sie war bereit, sich als begleitende Ehefrau auf ungeahnte Abenteuer einzulassen.

Im Jahre 1982 heiratete das Paar und drei Wochen später verreisten sie nach Ruanda. Dieser Auslandsinsatz stand unter der Organisation des DEZA (Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit) des Bundes. Spätere Engagements wurden von Intercooperation oder Helvetas geleitet. Die Einsätze dauerten üblicherweise 3 bis 4 Jahre.

Kulturschock in Ruanda

Umstellen, sich anpassen und Neues lernen galt für jede Station ihres Lebens. In der vormals belgischen Kolonie Ruanda erlebte Antoinette Schuler einen Kulturschock. Aus heutiger Sicht vor allem, weil dies der erste von insgesamt sechs Aus-

landsinsätzen gewesen sei. Als Weisse habe sie sich überall exponiert gefühlt. Kaum seien ihr Mann und sie irgendwo angekommen, seien sie umzingelt gewesen von ganzen Sippen. Ein Kontakt auf gleicher Basis sei kaum möglich gewesen, weil alle sofort die Erwartung an Geldgaben gehabt hätten. So habe sich das Beziehungsnetz auf Leute beschränkt, die in der Entwicklungszusammenarbeit tätig waren. 1983 wurde Antoinette schwanger und reiste für die Geburt ihrer Tochter Nicole nach Schwyz.

Neues Lebensgefühl in Ecuador

Ende 1984 brach die junge Familie nach Ecuador auf. Im Vergleich zu Ruanda lebten sie da inmitten von Einheimischen und hatten kaum Kontakt zu anderen Europäern. Die spanische Sprache war Alltag und musste deshalb gründlich erlernt werden. Sie erlebten eine grosse Offenheit und fühlten sich in diesem vielseitigen Land mit den Vulkanen und dem Meer sehr wohl. Anna, die zweite Tochter, kam 1985 in der Hauptstadt Quito unter sehr guten Bedingungen zur Welt. In allen Ländern, in denen die Familie weilte, war es normal, ja es wurde sogar erwartet, dass man Hausangestellte beschäftigte, um Einheimischen eine Verdienstmöglichkeit zu geben. Diese Angestellten waren auch das Bindeglied zu den landesüblichen Gepflogenheiten, was Antoinette als sehr hilfreich empfand.

Neue Erfahrung mit Schwarzen auf Haiti

In den Jahren 1988 bis 1990 galt es, erneut eine andere Sprache zu erlernen. Obwohl das Kreolische nach Französisch tönt, sind die Wörter nicht identisch, denn es ist eine Mischung aus Französisch und westafrikanischen Sprachen. «Mit den Haitianen, die sehr herzlich, liebenswürdig und fröhlich waren, machten wir super Erfahrungen.» Trotzdem verliessen Antoinette und ihre Familie Haiti nach zwei Jahren, weil die politische Unsicherheit immer mehr zu einer Belastung wurde. Dieser Aufenthalt war der turbulenteste, denn es gab nicht weniger als sechs Staatsstriche während dieser Zeit. So nahm Karl Schuler 1990 eine interne Stelle bei Intercooperation in Bern an. Die Familie übersiedelte nach Burgdorf und lebte dort vorerst bis 1995. Die Töchter besuchten die Primarschule und hatten als 10- und 12-jährige Mädchen ihren Freundeskreis. Mutter Antoinette war wieder als Deutschlehrerin tätig und wirkte in der Schulkommission mit. Sie hatten Wurzeln geschlagen.

Aufbruch nach Nepal

Als Ehemann und Vater Karl Schuler wieder in der Entwicklungszusammenarbeit direkt vor Ort wirken wollte, taten sich seine Frau und die jüngere Tochter sehr schwer damit. Doch im September 1995 wurde die Familie auf dem Flughafen in Kathmandu mit Blumenkränzen und buddhistischen Schärpen empfangen. Von diesem Moment an fühlte sich Antoinette Schuler-Gwerder in Nepal wohl und bereute den Entscheid in den ganzen acht Jahren keine Stunde. Die Tochter brauchte länger, bis sie sich wirklich wieder zuhause fühlte. Innert kürzester Zeit bewältigten die Mädchen den vollen Unterricht in Englisch. Diese Fähigkeit schätzten sie vor allem später in der Schweiz, als sie das öffentliche Gymnasium in Burgdorf besuchten. Erst da erkannten sie auch den Wert aller anderen Erfahrungen, die sie in fremden Ländern gesammelt hatten.

Um die Möglichkeiten des Schweizerischen Ausbildungssystems nutzen zu können, entschloss sich die Familie zu einem ungewöhnlichen Schritt. Die Töchter lebten ab 2001 zusammen in Burgdorf und die Eltern vorerst noch in Nepal. Mit Internet, Telefon und mehrmaligen längeren Besuchen im Jahr standen sie auf weite Distanz in engem Kontakt.

2004 bis 2007 in Peshawar, Pakistan

In Peshawar, der Hochburg der Taliban, er-

lebte Antoinette Schuler ihren zweiten Kulturschock. Ihre bange Frage war, ob sie dort als Frau überhaupt leben könne. Berufstätig konnte sie nicht sein. In diesen Jahren begleitete sie aber oft ihren Mann an seine Arbeitsorte in den Bergen von Nordpakistan, was ihr einen tiefen Einblick ins Land ermöglichte. Wenn sie jeweils auf dem Flughafen war – in dieser Zeit pendelte sie oft in die Schweiz – sah sie einfach nur eine Masse Männer. Frauen waren praktisch unsichtbar, ausser in Begleitung eines Mannes.

Im Rückblick sagt sie: «Es war ein superinteressantes Land. Wer sich an die Regeln hält, ist als Gast König. Ich bin froh, dass ich dort war, denn ich sehe jetzt auch die andere Seite und nicht nur das, was wir vermittelt bekommen. Die Männer befinden sich unter einem Diktat, das ihnen fast als höchstes Gebot aufträgt, ihre Frau vor den Blicken eines anderen Mannes zu schützen. Das ist so ziemlich das Schlimmste, was passieren kann, und deshalb hat diese Weisung einen hohen Stellenwert. Folgendes Beispiel zeigt dies: Bei einem Erdbeben rannten mein Mann und ich, wie viele andere auch, sofort auf die Strasse. Dort aber war – ausser mir – keine andere Frau.»

Ende 2007 bis anfangs 2011 in Ulan Bator, Mongolei

Danach freute sich die Familie auf ein etwas freieres Leben in der Mongolei. Rein klimatisch war dieses Land der Gegen-schock zu Pakistan. Mussten sie da im Sommer mit Temperaturen von bis zu 45 Grad zurechtkommen, war in der Mongolei der Winter die Herausforderung: Er begann Ende September und herrschte mit minus 26 bis 30 Grad. Die Sonne scheine aber fast jeden Tag, was im Vergleich zum Muotataler Winter ja auch etwas sei, meint sie lachend. Am Anfang probierten Antoinette und ihr Mann Mongolisch zu lernen, um mit den eher zurückhaltenden Einheimischen besser in Kontakt zu kommen. Dies brachen sie aber irgendwann ab, weil das Mongolische eine absolut andere Sprache ist und zudem mit kyrillischen Zeichen geschrieben wird. Mit Büroleuten unterhielten sie sich in Englisch und überraschenderweise sprachen einige tausend Mongolen Deutsch. Dies geht auf die Zeit der UdSSR zurück, als jungen Mongolen in der damaligen DDR Ausbildungen ermöglicht wurden. Deutsche Bratwurst und Kartoffelsalat könne man also ohne weiteres auch in der Mongolei bekommen. Antoinette Schuler arbeitete dort für eine Agentur, die junge Leute in die westliche Kultur einführt. Auch ihr Deutschunterricht war wieder gefragt. Sogar die Tochter des Verteidigungsministers der Mongolei wurde von ihr unterrichtet, weil deren Familie immer wieder nach Berlin reiste.

2011 kehrte das Ehepaar Schuler-Gwender definitiv in die Schweiz zurück. Zusammenfassend sagt die vielgereiste Frau:



Anpassung an einen völlig anderen Kulturkreis: Hier Peshawar in Pakistan im Jahr 2005.

«Ich habe unglaublich reiche Erfahrungen sammeln können, fremde Sprachen und Kulturen kennengelernt, mich hineingelebt und Menschen gerne bekommen.» Im Rückblick erklärt sie aber dieses bewegte Leben nicht. «Es ist pickelhart, im Ausland zu leben, auch wenn wir immer nur befristet in einem Land waren und jederzeit die Gewissheit hatten, heimkehren zu können. All diese Eindrücke haben mir den Blick für die Schweiz geöffnet. Was haben wir

nicht alles! Wir leben in einem grossartigen Land mit einer kulturellen, landschaftlichen Vielfalt auf kleinstem Raum und mit politischer Stabilität.»

Für die Pension seien nun Entdeckungsfahrten mit dem Elektrovelo in der «faszinierenden Schweiz» angesagt, meint sie schmunzelnd.

Geheimtipp für Fotografie-Interessierte:
Suchbegriff «Karl Schuler Photos»



Die Lebensstationen von Antoinette Schuler auf der Weltkarte.

Ds Predägers Joseb

■ Erinnerungen an ein Muotathaler Original und seine Giigä-Tänz

Um die Person von «Predägers Joseb» (1896–1988) ranken sich viele Anekdoten. Obwohl er schon über ein Vierteljahrhundert nicht mehr unter uns ist, lebt er auf diese Art weiter. Im letzten Herbst ist sogar ein Notenheft erschienen, in dem mehrere von ihm gespielte Stücke aufgeführt sind. Geigenmusik ist in der Schweizer Volksmusik wieder «in».

Peter Betschart

Hoferig und Jääggli

«Ds Predägers Joseb» hiess richtigerweise Josef Imhof und wurde 1896 geboren, war aber kein «Hofer». Das tönt für Nichtkenner etwas komisch, aber es gibt da eine passende Anekdote aus der Militärzeit von Josebs Bruder: Albert meldete sich beim Vorgesetzten korrekt mit «Füsiliär Imhof» an, worauf dieser feststellte: «So, so, ä Hofer!» «Nei, ä Jääggli!» berichtigte Albert postwendend. Und so ist es: Jakob Antoni aus dem Stamm der «Hoferig» heiratete 1773 Maria Theresia Gwerder. Sie sind die Stammeltern der «Jääggli» im Hürital. Von einem Nachkommen des Jakob Antoni heisst es um 1850, dass alle seine 10 Kinder Musikanten gewesen seien. Ende des 19. Jahrhunderts unterteilten sich die «Jääggli» in den Zweig der «Predägers» und denjenigen der «Jegers».

Die Eltern von «Predägers» Joseb waren Josef Imhof (1868–1955) und Kresenz Betschart (1868–1955). Sie hatten zwölf Kinder: Josef, Albert, Baptist, Augustin, Marie, Ida, Lina, Brigitta, Zázilia, Rosa, Anna und



«Predägers Joseb» mit seinem treuen Begleiter, «ds Jakä Franz». Unverfälschte, originale Hüritaler Musikanten unter sich. In früheren Jahren hatte Joseb oft mit «Jegers Märtul» gespielt. Jedes Jahr traten sie an der Chilbi in Einsiedeln auf, bis Martin auswanderte.

Foto: Stefan Suter

Thomas. Die meisten von ihnen blieben ledig, so auch Joseb. Die musikalische Ader erbten einzig Joseb als Geiger und Baptist als Klarinettist und Bassgeiger.

Fleissig wie seine Biili

Joseb bewirtschaftete Zeit seines Lebens Fröschenhüseren im Hürital. 1921 erwarb er die südliche Hälfte von Zenis Haus und baute diese neu auf. 1931 kaufte er dann die Obermatt dazu, die im Volksmund «ds Jegers» genannt und heute von «Wiäzeners» Adolf bewohnt wird. Auch hier wurde das kleine Tätschhaus mit seinen Brüdern zusammen umgebaut und es entstand ein Hochgibelhaus, das Joseb über viele Jahre auch selber bewohnte. Joseb war Bauer, Äpler, Zimmermann, Geiger und Biilivater zugleich, wie Alois Gwerder in der Liegenschaftsgeschichte festhält. Vor allem zu den Bienen hatte er ein inniges Verhältnis und er umsorgte sie liebevoll wie eigene Kinder. Auch Joseb war ständig in Bewegung, fleissig und äusserst genügsam. Herumsitzen war keine seiner Eigenheiten. Ansonsten aber entwickelte der alleinstehende Joseb auch so seine Eigenarten. Von einigen wird er als wortkarg, ruhig, aber resolut, von anderen auch als mürrisch, grob und eigensinnig beschrieben. Wie dem auch sei, so haben ihn sein knorriger Charakter, seine Musikalität und sicher auch sein Aussehen doch zu einer einprägsamen Persönlichkeit gemacht.

Verblüffende Ähnlichkeit

Im Volksmund erhielt Joseb den Übernamen «ds Zäänernötl». Ein Vergleich mit der damaligen Zehnernote zeigt die verblüffende Ähnlichkeit, doch sass dafür nicht Joseb Modell, sondern der Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller. Sein Aussehen ist auch der Grund, warum uns eine richtige Fotografie von Joseb erhalten geblieben ist. Die Geschichte dazu kannte Toni Bürgler von Ibach. Am Gäuerlerabend 1977 in Schwyz spielte auch das damals 81-jährige Original aus dem Muotatal ein paar Tänzli. Weil der Geiger damals schon eine aussergewöhnlich origi-



Hier handelt es sich wohl um die «Schulthess-Fotografie». Leider ist nicht bekannt, wo sich das Original befindet.



Die unverkennbare Ähnlichkeit zwischen Josef und Gottfried Keller auf der Zehnernote. Wer stand Modell?

Foto: Guido Bürgler



Josef mit Schwester Ida und der Katze im Schatten des Hauses an der Hauptstrasse 103, Hinterthal. Im Alter verschlechterten sich Josefs Augen zusehends. Dank Operationen konnte er wieder einigermaßen sehen und so fischte er oft in der nahen Muota nach Kleinholz und brachte es mit dem «Handwägli» nach Hause.

nelle Erscheinung war, chauffierten ihn die Organisatoren vor dem Gauerlerabend zum Fotografen Schulthess in Schwyz. Begleitet wurde Josef von seiner Schwester Zilli. Diese setzte sich aber noch vor Josef auf den Stuhl zum Fotografieren und wollte eine Weile partout nicht für ihren Bruder Platz machen. Sie konnte nur schwer verstehen, dass man sie nicht fotografieren wollte.

Giigä-Tänz

Legendar ist Predägers Josef durch sein Geigenspiel geworden. Schon sein Urgrossvater habe mit der Geige zum Tanz aufgespielt, sagte er in den Siebzigerjahren in einem Interview. Von seinem Vater ist allerdings nicht bekannt, dass er dieses Instrument spielte. Josef hat sich das Geigenspiel vermutlich selbst beigebracht. Die Melodien sind überliefert, nicht nachweislich von ihm stammend. Gerne trug Josef seine Tänzli dem interessierten Publikum vor, auch wenn seine Spielweise wenig klangvoll war und kratzte. Zudem begleitete er sein Spiel mit stimmlichen Nebengeräuschen, was etliche Aufnahmen belegen. Zum Stimmen des Instruments zupfte er an den Saiten, dann setzte er ohne Ansage und Anzählen zum Vorspiel an. Der Be-

gleiter – meistens war es Franz Betschart, «ds Jakä» – musste dann selber schauen, wie er zurechtkam. Auch hier hat sich eine Episode erhalten, die wir gerne weitergeben. Josef spielte an einem Anlass mit «ds Schönäbodä Pauli» als Begleiter. Josef startete wie gewohnt ohne Worte und der Begleiter versuchte einführend Taktart und Wechsel herauszufiltern. Nachdem das Stück fertig war, drehte sich Josef vorwurfsvoll zu Pauli und sagte resolut: «Ä hesch mi nu schiär drsuusä gsteukt!»

Josefs Geigenspiel war absolut authentisch, genau wie er selber. Qualitativ konnte er mit anderen Geigern nicht ganz mithalten. Das sah er selber aber ganz anders, wie die folgende Geschichte zeigt: Josef wurde ab und zu auf Tonband aufgenommen. Als er Jahre später eine solche Aufnahme hörte, sagte er mit fester Überzeugung: «A miär chäm ä kä Mäntsch gu losä, wän-i ä so spilti.» Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass Josef wohl der letzte Tanzgeiger des Muotatals war und echter nicht hätte sein können. Ein Glücksfall, wie sich erst jetzt zeigt, denn die Tradition des Geigenspiels ist für unser Tal ansonsten schlecht dokumentiert.

Ständig in Bewegung

Auch im hohen Alter spielte Josef noch auf seiner geliebten Geige, nicht selten auch vor dem Haus. Zuhörerinnen waren meist seine Schwestern und einige Katzen, die obligat zum Haushalt dazu gehörten. So mancher Spaziergänger blieb für eine Weile vor «Predägers» Haus stehen, wenn Josef und «ds Jakä» Franz jeweils am Sonntagnachmittag bei offenem Stubenfenster musizierten. Als rastloser Mensch war Josef oft zu Fuss oder mit seinem Velo anzutreffen, sei es bei einem Bad in der Starzlen, bei seinen Byli im Hürital oder einem seiner ausgedehnten «Spaziergänge». Dabei legte er so quasi «weidswiis» grosse Strecken zurück, ohne Rucksack oder sonstige Ausrüstung. So lief er im fortgeschrittenen Alter am ersten Tag auf die Ruosalp

und übernachtete da im Schattgaden, am zweiten Tag ging's weiter über die Ruosalper Chulm ins Schächental und am dritten Tag kam er nach der Schifffahrt von Flüelen nach Brunnen zu Fuss über Schönenbuch wieder ins Tal zurück. In früheren Jahren sei er sogar ins Wallis gelaufen, um «ds Franzä Rosi» in Brig zu besuchen!

Als Josef bereits an der Hauptstrasse 105 wohnte, war er üblicherweise auf dem Muotadamm beim Morgenspaziergang anzutreffen. Es war Februar und einige Grad unter null, doch Josef trug nur seinen Lismer und einen Ohrenwärmer mit Spange. Als ihn «ds Hofers» Walter überholte, meinte er nur trocken: «Hüt blaagid eim d Fleugä gar nüüd!» Auch das war Josef, wie er lebte und lebte.

Korrigenda

Berichtigung zum Muotathaler Zirk, Ausgabe Januar 2015: «Vor 50 Jahren wurde der erste Skilift im Tal gebaut.» 1966 habe ich den Skilift nicht wie dem «Zirk» angegeben, an Xaver Inderbitzin, Restaurant Sonne, sondern an seine Söhne Gerold und Josef Inderbitzin verkauft und so notariell verschrieben.

Toni Suter, «ds Stützlers»

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal
www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen:

Rösly Gasser Betschart

Wil 45, 6436 Muotathal

abo@zukunft-muotathal.ch

Zahlung: Raiffeisenbank Muotathal

IBAN CH 32 8136 0000 0092 7548 9

«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 25.–

Redaktion: Walter Gwerder

Peter Betschart, Ueli Betschart,

Brigitte Büchel, Konrad Bürgler,

Remy Föhn, Manuela Hediger,

Brigitte Imhof, Walter Imhof

Konrad Schelbert

Die Verantwortung für die Artikel liegt bei den Autoren

Layout: Daniel Bürgler

Druck:

Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektoren:

Peter Betschart, Rösly Gasser Betschart

Wer Mitglied des Vereins Zukunft

Muotathal werden möchte, melde sich

bei der Kassierin des VZM:

Rösly Gasser Betschart

Wil 45, 6436 Muotathal

Tel. 041 830 25 81

info@zukunft-muotathal.ch

Der Verein Giigäbank führt am 2. Mai unter dem Motto «Lustig tönts vom Giigäbank» im Restaurant Alpenrösli ein Konzert mit Stubete durch. Gespielt werden auch «Giigä-Tänz vos Predägers Josef». Die Besetzung besteht aus Maria Gehrig/Reto Grab, böSCHmidig und Neoländler. Reservation empfohlen. Am Nachmittag bietet Maria Gehrig einen Workshop zum Notenheft «Geigentänze und Jüüzli aus Muotathal und Illgau» an.

Informationen unter
www.hausdervolksmusik.ch
> Veranstaltungen

Multifunktionales und zentrales Haus aus dem Jahr 1774

■ Das Sigristenhaus

Das Sigristenhaus ist eines der ältesten Häuser der Gemeinde Illgau. Der Blockbau mit Klebedach und Lauben ist in seiner Substanz seit 241 Jahren erhalten geblieben. Ursprünglich als Pfrundhaus gebaut, ist es nun über viele Generationen hinweg zum Dorfzentrum von Illgau geworden.

Konrad Bürgler

Das Dorfzentrum – Wohn- und Wirtshaus, Lebensmittelladen, Post – alles im gleichen Gebäude

Sinngemäss wurde dieses Haus als Wohnung für den jeweiligen Sakristan gebaut. Er bekam damit auch das Recht, eine Wirtshaus zu führen. Im Erdgeschoss wurde zudem ein Spezereiladen eingerichtet, damit die Illgauer Bevölkerung das Allernotwendigste im Dorf einkaufen konnte. Auch die Poststelle wurde in diesem Gebäude geführt. 1888 konnte das Haus gleich neben der Kirche durch den damaligen Sigristen Alois Betschart gebaut werden. Fortan wurde auch die Poststelle im neu erbauten Haus eingerichtet. So kam es auch zum Namen «Posthaus». Damit war das eigentliche Dorfzentrum «geboren»: Kirche, Gasthaus, Post und Spezereiladen waren dicht beisammen. In nächster Nähe befand sich auch noch die Bäckerei. Von zentraler Bedeutung aber war, nebst der Kirche, das Sigristenhaus. Es wurde das Begegnungszentrum schlechthin. Von Tauffeiern über Hochzeiten bis zu Beerdigungssessen, für alles war das Sigristenhaus da. Zu Versammlungen jeglicher Art traf man sich, wo denn sonst, im Sigristenhaus.

Nach dem Kirchenbesuch – Einkehr im Sigristenhaus

Die weiter weg wohnende Bevölkerung konnte sonntags zwischen Kommunionempfang und Messfeier in der Nebenstube des Sigristenhauses unentgeltlich das selbst mitgebrachte Morgenessen einnehmen. Zu diesen Zeiten war es noch nicht möglich, die Kommunion während der Messe zu empfangen. Tassen und Besteck wurden ihnen zur Verfügung gestellt. Da die festfreudigen Illgauer mit der Zeit an der Sennenkilbi und am Ausschiesst in der Stube des Sigristenhauses zu wenig Platz fanden, stellte der Eigentümer die grosse Stube im Posthaus zur Verfügung.



Das Sigristenhaus. Links davon sieht man Teile des ehemaligen Posthauses und rechts Teile des Dörflihauses.

Jeweils am Fasnachtssonntag war es lange Zeit üblich, dass ein kurzes Theaterstück aufgeführt wurde. Auch das fand im Sigristenhaus statt. Die Wand zwischen Gaststube und Nebenstube war beweglich und konnte entfernt werden. So diente die Nebenstube als Bühne und die Gaststube als Zuschauerraum.

Sitzungszimmer des Gemeinderates und Abstimmungslokal

Es erstaunt darum auch nicht, dass bereits im Jahr 1907 das Telefon eingerichtet wurde. Über die Telefonzentrale in Muotathal konnte man so mit der übrigen Welt kommunizieren. Der Gemeinderat, der früher in der Regel seine Sitzungen an Sonntagen nach dem Hauptgottesdienst abhielt, traf sich in der Nebenstube, um seine Beschlüsse zu fassen. Das änderte sich erst Mitte 1981, als das Gemeindehaus gebaut wurde. Für weitere Aktivitäten wie «Ferggen» oder Säuglingsberatung, für fast jedwede Art von Tätigkeit war die Sigristenhaus-Stube da. Sie wird bis heute noch als Abstimmungslokal genutzt. Im Jahr 1954 wurden das Sigristenhaus und das Posthaus durch einen Zwischenbau miteinander verbunden. Als 1985 die Gemeinde das alte Posthaus kaufte, wurde dieses zusammen mit dem Sigristenhaus verpachtet.

Gründung der Sigristenhaus AG

Nun sind die langjährigen Pächter pensioniert und damit wurde die Frage «Wie weiter mit dem Sigristenhaus?» aktuell. Die Gemeinde Illgau hat kürzlich beschlossen, die zum Sigristenhaus gehörenden Gebäude in eine Aktiengesellschaft (AG) auszulagern. Die Immobilien sind baufällig und müssen erneuert werden. Auch die Infra-

struktur, die zu einem Restaurationsbetrieb gehört, ist nicht mehr zeitgemäss. Der Verwaltungsrat will das geschützte Sigristenhaus in einen neuen Gebäudekomplex integrieren. Doch welche Bedürfnisse soll ein Neubau abdecken? Sicher ein Restaurant für Tagesgäste, dann ein Gästesaal für rund 100 Personen, multifunktional natürlich! Der Saal soll für Vereinssitzungen auch in kleinere Räume unterteilt werden können. Eine praktisch eingerichtete Küche. Schön wären zudem einige Hotelbetten in ein paar Fremdenzimmern. Und Wohnraum, zumindest für den oder die Pächter. Ob die Option zum Kauf des östlich ans Sigristenhaus angebauten Dörflihauses früher oder später ausgeübt werden kann und in die Planung miteinbezogen wird, hängt von der finanziellen Situation ab. Der VR ist gefordert, will er doch bis Ende 2015 eine Grobplanung erarbeiten, damit im Jahr 2016 ein Projekt zustande kommt und dieses, wenn alles optimal läuft, im Jahr 2017 realisiert werden kann. Aber das sind derzeit Wunschgedanken. Wichtig für den Verwaltungsrat ist, dass die Aktienzeichnung in der nahen und weiter entfernten Bevölkerung erfolgreich verläuft. Man hofft, damit Fr. 980'000.– zu erhalten. Die Messlatte ist hoch gesteckt, aber erreichbar. Mit der Zeichnung einer oder mehrerer Aktien im Wert von je 200 Franken kann jedermann Mitbesitzer des Sigristenhauses werden. Das allein ist doch schon sehr speziell. Absichtserklärungen zur Aktienzeichnung nimmt die Sigristenhaus AG in Illgau bereits heute gerne entgegen.



Der Verwaltungsrat nimmt die Geschenke des legendären Hauses in die Hand. Sitzend von rechts: Othmar Reichmuth, Präsident, Trudi Rickenbacher-Föhn, Markus Bürgler. Stehend von rechts: Fredi Heinzer, Peter Rickenbacher, Hansruedi Hubli und Heiner Suter.

«Äschlächä-Midwuch und Karfriitig: Fisch»

Peter Betschart

Es war früher ganz normal, dass auch Kinder ihre «Ärbätli» zu erledigen hatten, entweder zu Hause oder halt im Dorf. Bei einigen Arbeiten gab es etwas zu verdienen. So haben zu meiner Zeit einige Bödlererbuben «g'steckerläd», also Stecker zusammengebaut und «ds Chrümmälers» den «Sunntig vrträid» (Zeitschrift). «Is Martis» gab es alljährlich zweimal wiederkehrend eine Aufgabe, die nur allzu gerne von den älteren auf die jüngeren Geschwister weitergereicht worden ist: «Fisch vrträgä». Da an Aschermittwoch und Karfreitag kein Fleisch gegessen werden durfte, hatte unser STOP-Lädeli für diese Tage exklusiv Fisch im Angebot. Tiefkühlprodukte gab es damals noch nicht und so trug sich das wie folgt zu:

Schon eine Woche vor den verordneten Fasttagen schickten uns die Eltern in die Häuser, um den Kunden Fisch «aazträgä». Vom Unterschachen bis zur Sonne waren wir unterwegs, klopfen an die Türen und leierten das Sprüchli herunter. In einem blauen Heft notierten meine Schwester und ich den Namen und die gewünschte

Menge. Das war für uns schwierig, denn Hausnummern gab es noch nicht und wir kannten die Leute ja nur im Schachen. So lernten wir nicht nur die Leute kennen, sondern auch ihre Eigenarten. Natürlich nahm unsere Mutter auch im Laden selber Bestellungen auf.

Am Hohen Donnerstag in der Karwoche brachte dann ein «Fuärmä» eine oder zwei braune Holzkisten und legte sie im unteren Hausgang auf den Sandsteinboden. Es ging nicht lange, und der Duft von Fisch verbreitete sich im ganzen Haus. Das Eis in den Kisten begann nämlich zu schmelzen und kleine Bächlein liefen über den Boden. Der Geruch von Dorsch war nun für zwei Tage unser treuer Begleiter. Abends, nach Feierabend, wogen meine Eltern die bestellten Portionen im Laden unten ab, verpackten sie in ein Butterpapier und rollten dann das Ganze einfach in ein braunes Packpapier. Mit einem Kugelschreiber schrieb mein Vater – er hatte die schönere Schrift – den Namen des Bestellers, die Menge und den Preis auf das Papier, fertig. Einige Leute holten den bestellten Fisch im Laden ab, andere liessen ihn sich bringen. Das war dann wieder unser Job. Am

Karfreitagmorgen waren wir unterwegs, haben die Fischportionen «vrträid» und das Geld einkassiert. Mancherorts gab es einen Trägerlohn oder zumindest etwas Süßes als Belohnung, andernorts mussten wir mehrmals hin, weil grad niemand zu Hause war. Die meisten Leute hatten damals nur ein Gefrierfach bei der Genossame oder in der Post, nicht aber zu Hause. Die Weiterentwicklung der Kühlgeräte und der Fertigprodukte hat uns dann von dieser jährlichen Pein befreit. Der Geruch von rohem Fisch ist mir auch heute noch nicht der liebste!



Richtig zubereitet ergibt der Dorsch ein schmackhaftes Mittagessen, z.B. Dorsch mit Pistazienkruste.

Tonnenschwerer Betonmast machte sich selbständig

■ Elektrifizierung des Tals ging nicht problemlos vonstatten

1955 liefen die Bauarbeiten zur Erstellung der Hochspannungsleitung vom Kraftwerk Bisistal nach Schwyz.

Walter Imhof

Die Streckenführung für die Hochspannungsleitung des EBS im Schattenhalb war alles andere als einfach. Tonnenschwere Betonmasten mussten im teilweise unwegsamen Gelände verankert werden. Vor allem im steilen Gebiet zwischen dem Hüribach und der Adelmatt bot das stark verkarstete Gelände Probleme. Beim Aufrichten des Masts im «Gnöss ufs Chubis Eggä», also hoch über dem Bodeli, geriet der Mast ausser Kontrolle und stürzte in die Tiefe. Mit unheimlicher Gewalt schoss der tonnenschwere Mast den Rain hinunter und rammte nur wenige Zentimeter neben Hofers Franz Dominiks «Süügädäli» in den Boden. Die «Buckä» (Jauchegrube) wurde völlig zertrümmert, doch Personen kamen glücklicherweise nicht zu Schaden.



Ein einmaliges Dokument: Nach dem glimpflich verlaufenen Ereignis vor 60 Jahren posierten meine Geschwister (v.l.) Ida (1953), Agnes (1951), Monika (1947) und Ursula Imhof (1945) vor dem Mast. Foto zVg: Walter Imhof

Der alte Kirchenbezirk in Muotathal

■ Spannende Funde bei archäologischen Grabungen rund um den Kerchel

Um- und Renovationsarbeiten am Kerchel haben für Überraschungen gesorgt. Nicht nur erwartete, auch überraschende Funde kamen zum Vorschein. Auch wenn sich dem Laien lediglich alte Gemäuer, Steinhäufen, Knochen und Scherben jeglicher Art zeigten, liefern diese unscheinbaren Funde einen wichtigen Beitrag zur Erhellung der Geschichte unseres Tales.

Walter Imhof

Der Bau einer Zugangsrampe hinter dem Kerchel zur Erschliessung des Aufbahrungsraums hat eine archäologische Untersuchung nach sich gezogen. Es war zu erwarten, dass die Arbeiten den alten Friedhof tangieren könnten. Deshalb wurde eine archäologische Begleitung der Erdarbeiten vorgeschrieben.

Mittelalterliches Kulturdenkmal

Beim Kerchel handelt es sich um das letzte noch erhalten Bauwerk des alten Kirchenbezirks Muotathal und um eines der geschichtsträchtigsten Kulturdenkmäler des ganzen Tales. Bereits 1469 stand an gleicher Stelle ein Gebäude, das 1583 bei umfangreichen Umbauarbeiten die heutige Form erhielt. Der Kerchel war Teil des alten Kirchenbezirks, zu dem die alte Pfarrkirche, der Friedhof, die Friedhofsmauer und der Kerchel gehörten. Der Ursprung



In der südwestlichen Ecke des alten Friedhofs kamen auf engstem Raum über ein Dutzend Skelette zum Vorschein.

der alten Pfarrkirche liegt im Dunkeln, sie wird aber ins 12. oder frühe 13. Jahrhundert datiert. Die älteste Erwähnung eines Leutpriesters (Geistlichen) stammt aus dem Jahre 1275.

Älteste Bestattungen

Bereits beim Abtragen der Humusschicht für die Bauarbeiten zeigten sich menschliche Knochen, die überraschenderweise nur wenige Zentimeter unter der Erdoberfläche lagen. Da dieser Bereich ausgebagert werden musste, drängten sich eine Dokumentation und die Bergung der Bestattungen auf. Die Skelette wurden professionell freigelegt, situationsgetreu gezeich-

net und anschliessend vorsichtig geborgen. Auf einer etwa 1 mal 2 Meter messenden Grundfläche kamen Skelette und viele Knochen von weiteren Bestattungen, sogenannte Streufunde, zum Vorschein. Ein Zahn des am tiefsten gelegenen Skeletts wurde im Labor für Ionenstrahlphysik der ETH Zürich untersucht. Auch wenn das Resultat wenig präzise ausgefallen ist, erstaunt doch das hohe Alter. Die Person hat aufgrund der Altersanalyse zwischen 1300 und 1400 nach Christus gelebt.

Wissenschaftliche Untersuchung

Die Gebeine wurden von der Anthropologin Catherine Studer einer genauen Untersuchung unterzogen. Zusammenfassend kann man festhalten: Bei den 12 Individuen handelt es sich um 5 Männer, 2 Frauen und 2 nicht eindeutig zuzuweisende Skelette. Darunter befinden sich 1 Säugling, 2 Kinder zwischen 6 bis 13 Jahren und 1 Mann zwischen 13 bis 18/20. Ein Mann starb im Alter von 20 bis 29 Jahren. Ein weiterer Mann und eine Frau standen im Alter von 30 bis 39 Jahren und drei Männer und eine Frau im Alter von 50 bis 59 Jahren. Die Körpergrösse konnte bei drei Männern berechnet werden. Zwei wurden 167 cm gross, was im Durchschnitt der männlichen mittelalterlichen Population liegt. Ein weiterer Mann wurde 176 cm gross. Teilweise sind schwere krankhafte Veränderungen an den Skeletten zu beobachten. Dabei handelt es sich vorwiegend um arthritische Erkrankungen an den Gelenken der Langknochen und vor allem an der Wirbelsäule. Dies deutet darauf hin, dass die Menschen starken körperlichen



Auf dem Bild sind die Reste der beiden Friedhofsmauern zu sehen: links die neue und rechts die alte Mauer.



Rosenkranzringlein aus Knochen waren, wie diese gut erhaltenen Exemplare zeigen, im Mittelalter keine Seltenheit. Der Rosenkranz war als Grabbeigabe eines Toten auf dem alten Friedhof zum Vorschein gekommen.

Belastungen ausgesetzt waren. Bei einer Person kann gesagt werden, dass sie an entzündlichen Erkrankungen litt. An Zähnen konnte unter anderem Karies, Parodontose und Zahnsteinbildung festgestellt werden.

Rosenkranzringlein aus Knochen

Neben den ordentlichen Bestattungen konnten sogenannte Knochendepots beobachtet werden. Es handelt sich dabei um Gebeine, die beim Ausheben von Gräbern zum Vorschein kamen und anschliessend wieder bestattet wurden. Sogar Sargholz und Sargnägel kamen zum Vorschein. Interessant sind auch ein Medaillon/Pilgerabzeichen, auch «Zeicheli» genannt, etliche Rosenkranzringlein aus Knochen und ein aus einem Knochen gedrechselter Knopf mit eingedrehtem Gewinde.

Zwei Friedhofsmauern

Bei den Aushubarbeiten zeigten sich schon bald zwei parallel verlaufende Mauerreste unterschiedlicher Höhe. Die Einfriedungsmauer des alten Kirchenbezirks bildete auch gleich die Friedhofsmauer, an deren Innenseite die Bestattungen zum Vorschein kamen. Rätselhaft blieb längere Zeit die äussere Mauer, die dem Bauvorhaben vollständig geopfert werden musste. Aufzeichnungen und Beobachtungen von Jo-



Das etwa 6 cm messende Votivfigürchen stammt aus dem Bereich des Hauses «Wyl».

sef Betschart (ds Lunzä Seffi) aus dem Jahre 2000 vermochten das Rätsel zu lösen. Josef Betschart hatte damals den Entfeuchtungsgraben um den Kerkel gezogen und stiess dabei schon auf zwei Mauerreste und eine Steinrollierung, die zu einem uralten Weg gehörte. Er erkannte schon damals die unterschiedliche Qualität des Mörtels und die unterschiedliche Erhaltung der alten und neuen Friedhofsmauer. Nun war klar, dass nach dem Anbau an der alten Kirche im Jahre 1682 die alte Friedhofsmauer weichen musste und etwa 1,5m weiter westlich eine neue errichtet worden war. Der im Zusammenhang mit diesem Erweiterungsbau vorgenommene Wegbau (Steinrollierung) über den alten Friedhof führte über die alte Friedhofsmauer hinweg vermutlich zum Westeingang des Kirchenanbaus.

Menschliche Knochen im Kerkel

Da auch das Kerkellinnere einer umfassenden Renovation unterzogen wurde, musste der Boden herausgerissen werden. Dabei kamen nicht weniger als drei Bodenniveaus zum Vorschein – ein Hinweis auf eine rege Umbautätigkeit schon in der Vergangenheit. Um im Innern des Kerkels verschiedene Leitungen und Rohre verlegen zu können, musste man tiefer graben. Dabei kamen auch hier etliche Gebeine zum Vorschein, die als Nachbestattungen angesehen werden müssen. Da der Kerkel im 15. Jahrhundert auf dem alten Friedhof gebaut wurde, kamen schon damals ältere Bestattungen zum Vorschein, die im Innern des Kerkels wieder zur Ruhe gebettet wurden. Wie Josef Betschart im Jahre 2000 feststellen konnte, reichen an der Nordseite des Kerkels die Bestattungen unter die tiefste Steinlage der Grundmauer.

Während Jahrhunderten wurden im Kerkel Schädel und Langknochen aufbewahrt, die bei Beerdigungen wieder zum Vorschein kamen. 1760 wurden bei einer Renovation diese Schädel und Knochen aus Platzgründen auf dem alten Friedhof eingegraben. Bis in die 1970er Jahre wurden im Kerkel in einem Regal an der Südwestseite noch Schädel aufbewahrt.

Kulturschicht

Die Neuverlegung von Leitungen auf dem Kirchenplatz brachte weitere Befunde zutage. So stiess man auf eine Kulturschicht, die kleinfragmentierte und aus Schlachtungen stammende Knochen von Schaf/Ziege, Rind und Schwein und zudem eine grosse Mengen Asche enthielt. Die Überreste deuten auf eine Abfallgrube hin, eine sogenannte «Lotzi», wie sie bei alten Häusern gang und gäbe war. Mit der Radiokarbon-Methode konnten die Knochen in die Zeit um 1430 bis 1500 datiert werden. Eine hier bestehende spätmittelalterliche Häusergruppe lässt sich in Schriftquellen und alten Zeichnungen von Thomas Fassbind (1755–1824) belegen.

Haus zum Hof Wyl

Bei den Tiefbauarbeiten zum neuen Bogen zwischen der Pfarrkirche und «Hansis» Haus kam eine unscheinbare Mauer zum Vorschein, die als östliche Begrenzungsmauer eines Hauses gedeutet werden kann. Mutmasslich handelt es sich um den Kellerraum eines alten Gebäudes, der mit einem Lehmbooden ausgestattet war. Der Hausinnenteil (Boden und übrige Mauern) wurde leider beim Aushub schon weggebaggert, was zu einem zwischenzeitlichen Baustopp seitens des Amts für Kultur führte. Beim Hausgrundriss wird es sich um das Haus gehandelt haben, das zum Hof «Wyl» gehörte und bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Dabei dürfte es sich also um den Vorgängerbau von «Hansis» Haus (das im Jahre 1815 gebaut wurde) gehandelt haben. Interessant ist auch der Fund eines Votivfigürchens. Es handelt sich um eine Figur, von welcher man etwas Material abschabte und dann als heilbringende Zutat mit Getränken oder Speisen vermischt zu sich nahm.



Medaillon

Beim Medaillon aus dem 18. Jahrhundert handelt es sich um eine Bruderschaftsmedaille der Skapulierbruderschaft «Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel» (ein Skapulier ist ein Überwurf über die Ordenstracht). Auf der Vorderseite findet sich eine Darstellung der Maria vom Berge Karmel; die Rückseite ist schwieriger zu erkennen. Es könnte sich um drei Personen handeln, welche ihre Hände zum Gebet gefaltet haben. Über ihnen schwebt oder erscheint eine Figur, deren Kopf von Strahlen umgeben ist. Es könnte sich bei der Darstellung um die «Armen Seelen» im Fegfeuer handeln, über welchen Maria erscheint. Eine der marianischen Gnaden für Skapulierträger war die Verheissung, dass sie nach dem Tod von Maria aus dem Fegfeuer erlöst würden.

Das Restaurant Sonne ist wieder geöffnet

■ Sieben Fragen an Nick Betschart zur Eröffnung des «Bastards Place»

Am Samstag, 14. März, war es soweit: Das altehrwürdige Restaurant Sonne wurde wieder eröffnet. Allerdings mit «Bastards Place» unter neuem Namen. Als Info kann der Facebook-Seite von «Bastards Place» das Folgende entnommen werden: «Schaut vorbei und genießt ein paar Drinks in gemütlicher Saloon- Atmosphäre.» Dies veranlasste mich, Nick Betschart, dem Betreiber des neuen Lokals, sieben Fragen zu stellen. Betschart erklärte sich bereit, Auskunft zu geben, und so horchte ich ihn zum «Bastards Place» aus.

Koni Schelbert

Zirk: Wer betreibt und führt «Bastards Place»? Wann habt ihr geöffnet?

Nick Betschart: «Bastards Place» wird von mir geführt, mit Unterstützung von Jenny Marty. Jenny wird an der Theke stehen. Ich bin jeweils am Wochenende anwesend, während der Woche aber nicht jeden Abend. Wir haben von Mittwoch bis Sonntag geöffnet. Mittwoch und Donnerstag von 16 bis etwa 22 Uhr, Freitag von 16 bis 24 Uhr und Samstag/Sonntag von 14 Uhr bis 24 Uhr.

Wer hatte die Idee, das Restaurant Sonne als «Bastards Place» wieder zu öffnen? Wo und wann wurde das Unterfangen spruchreif?

Das war meine Idee. Ich wollte schon seit längerem im Muotatal etwas Eigenes auf



Zur Person

Nicolas Betschart (sprich Nick)
«ds Baschä Märtuls»

Geboren: 1987

Erlerner Beruf: Kaufmann

Wohnort: Hauptstrasse 38
Muotathal



Saloon-Stimmung im «Bastards Place».

Fotos: Nick Betschart

die Beine stellen und etwas Rockiges und Saloon-Mässiges in unser Tal bringen. Die konkrete Idee dazu hatte ich letzten Herbst. Übrigens: Ich mietete das Restaurant Sonne letzten Herbst mal, und zwar für das Abschlussessen der Organisatoren des Muotathaler Dorffestes, welches am 1. August über die Bühne ging.

Wieso der Name «Bastards Place»?

Hat das eine besondere Bewandnis auf sich? Gibt's eine Geschichte dazu?

Da ich bereits in Muotathal und in Küssnacht zwei Tätowierstudios mit dem Namen «Bastards Paradise» betreibe, war es meine Absicht, das neue Lokal ähnlich zu benennen. Zudem: Bastarde sind Mischlinge. Tätowierte wurden früher schräg angeschaut. Leute, die viel trinken, auch. «Bastards Place» soll eine eigene Welt sein.

Auf eurer Facebook-Seite steht «...in gemütlicher Saloon-Atmosphäre.» Wieso gerade Saloon-Style? Gibt's im Muotatal nun einen Country-Schuppen?

Ein Saloon ist etwas, wo ich mich zuhause fühle. Muotatal und Saloon passt, nur schon wegen der Landwirtschaft und der Liebe zu den Tieren. Ein Country-Schuppen wird das nicht. Rock, Country-Rock, Rockabilly, Rock'n'Roll, Blues, aber auch Ländlermusik wird man im «Bastards Place» zu hören bekommen. Ganz sicher kein Hip-Hop, Techno und solches Zeug.

Was darf man als Gast im neuen Lokal erwarten? Spezielle Getränke, Snacks, Livemusik?

Getränkemässig führen wir etwa das gleiche Sortiment wie das Valley Pub in Muo-

tathal. Das Ess-Sortiment wird aus Fast-food bestehen, aber mit grösserer Auswahl. Es gibt Pizzas, Schnitzelbrot, Knobli-brot und Hamburger. Das Ziel ist, ab kom-mendem April an jedem Samstag Livemu-sik anzubieten.

Wen möchtet ihr mit dem «Bastards Place» ansprechen? Wird das auch ein Lokal für Jung und Alt?

Ja, ich hoffe sehr, dass es Jung und Alt an-spricht. Einerseits gibt es für die Jungen ei-ne Lounge. Andererseits für die älteren Herrschaften auch Tische mit Stühlen, wo sie gemütlich ein Glas Wein trinken kön-nen. Es wird deshalb ab dem frühen Sams-tagnachmittag bereits Livemusik geben, damit jedermann Zeit findet, irgendwann ein Stündchen Musik zu hören. Livemusik wird es für gewöhnlich nur am Samstag ge-ben, jeweils von etwa 14 bis 20 Uhr.

Gab's bei der Vorbereitung auch Probleme? Musstet ihr auch Hindernisse, die die Eröffnung erschwerten, aus dem Weg räumen?

Nein, eigentlich nicht. Das Ganze gab viel Arbeit, aber es lief gut. Ich hatte sehr viele Helfer, denen ich für ihre grosse Unterstüt-zung danke. Diese Unterstützung hat auch vieles einfacher gemacht.

Ich bedanke mich bei Nick Betschart für das Beantworten meiner Fragen und für die Fotos. Seine Antworten, aber auch die Bilder, ma-chen neugierig und ich werde dem neuen Lo-kal sicher bald einen Besuch abstatten. Es ist doch immer wieder schön, wenn sich junge Leute für eine Sache stark machen und etwas wagen. Ich wünsche Nick Betschart alles Gute und viel Erfolg mit dem «Bastards Place».

Ried jubiliert

Im Ried stehen dieses Jahr verschiedene Jubiläen öffentlicher Gebäude an. So wurde die Kirche vor 100 Jahren, das alte Schulhaus vor 50 Jahren und das neue Schulhaus vor 20 Jahren eingeweiht.

Text: Walter Imhof und Walter Gwerder
Fotos: Walter Imhof, Kirchenrat

Ein sagenumwobenes Kirchlein

Die heutige Kirche, eine Filialkirche der Pfarrei Muotathal, wurde am 18. Mai 1915 eingeweiht. Die Weiheurkunde der ersten Kapelle stammt aus dem Jahre 1644; diese Kapelle stand an der gleichen Stelle wie die heutige Kirche. Sie war drei Heiligen geweiht: Johannes dem Täufer, Abt Antonius



Die alte Kirche im Ried kurz vor ihrem Abbruch. Schon sind mächtige Steinhäufen für die neue Kirche gerüstet. Die Steinhäufen links und rechts der Strasse stammten von den Sprengungen beim Ausbruch der Illgauerstrasse, welche in den Jahren 1909 bis 1911 gebaut wurde. Es wird erzählt, dass die grossen Steine auf dem Land liegen gelassen wurden. Es wurde ein Geleise für Rollwagen gelegt, um diese Steine in sonntäglicher Fronarbeit auf den Kirchenplatz zu bringen.



Grundsteinlegung für die neue Kirche. Links aussen im Chorhemd der damalige Pfarrer Dr. Anton Schmid. Rechts neben ihm Pfarrhelfer Götz und der Sigrist im Ried, Alois Suter, «dr Lisäbethler», mit dem Weihwasserkessel.

von Ägypten und dem Märtyrer Quirinus. 1703 wurde aus dieser Ab Yberg-Kapelle das zweite Gotteshaus, welches dann 1817 vergrössert werden musste. 1712 bekam Ried einen Kaplan und 1776 ein eigenes Kaplanenhaus, worin der Kaplan auch Schulunterricht zu halten hatte. Die Schutzherrschaft über die alte Kirche hatte die Familie Ab Yberg in Schwyz. Sie war befugt, den Kaplan zu wählen, und sie verwaltete das Kirchlein. Entgegen ältestem Brauch war das alte Kirchlein nicht nach Osten ausgerichtet, sondern nach Süden. Beim Bau der neuen Kirche 1914 wurde das berichtet. Ein Neubau war notwendig geworden, weil das alte Kirchlein zu klein und baufällig war. Auf Anregung des damaligen Pfarrers Dr. Anton Schmid wählte man «Maria zum guten Rat» als Schutzheilige. Aber in Ried hält man sich bis heute an den Antoniustag (17. Januar). Die Ab Yberg gaben 1914 die Schutzherrschaft

über die Kirche Ried gerne an die Kirchgemeinde Muotathal zurück.

Hinweis: Am Sonntag, 17. Mai 2015, um 10.15 Uhr, wird in der Kirche Ried ein Festgottesdienst gefeiert. Auch Nicht-Riedter sind dazu herzlich eingeladen.



Die Kirche Ried noch ohne Verputz und «Chiläziit», wie sie sich kurze Zeit nach der Fertigstellung zeigte.

«Gsottnigs und Geistigs»

■ Aufgeschnappt

Wie bereits in der letzten Ausgabe des Zirk angekündigt, arbeitet der Vorstand mit Hochdruck an der Organisation und Gestaltung der Themenwoche 2015. Unter dem Motto «Gsottnigs und Geistigs» möchten wir vom 1. bis 5. September 2015 einen bunten Strauss an Veranstaltungen und Vorträgen anbieten. Einige Auszüge aus dem Programm können wir hier bereits umreissen: Zu Beginn werden Schriftsteller Arno Camenisch und Musiker Christoph Brantschen (Patent Ochsner) den «geistigen» Horizont der Besucher mit einer musikalischen Lesung erweitern. Romana Zumbühl, bekannt als Siegerin

der SRF-Sendung «Landfrauenküche», wird die Kraft und den Zauber von Heilkräutern ins Muotatal bringen. Wer die Kombination von edler Schokolade mit «Geist» (z.B. Obstbrand) erleben möchte, sollte die entsprechende Degustation nicht verpassen. Wie der spirituelle Weg zur inneren Mitte gefunden werden kann, wird der Philosoph, Autor und Referent Armin Risi in einem spannenden Vortrag aufzeigen. Diejenigen, die sich für sinnliche Küche interessieren, sollten den gediegenen Abend mit Störköchin Daria Conti nicht verpassen. Eine faszinierende Reise in die Welt der Biere wird «is Heiri Wysis»

durch Biersommelier Thomas Kessler gegen Ende der Woche unternommen. In einem anregenden Kochkurs, wo unter anderem «Gsottnigs» in allen Spielarten auf den Tisch kommen soll, können sich die Teilnehmenden unter fachkundiger Anleitung inspirieren lassen. Ein Kinofilm zum Thema der Lebensmittelverschwendung in unserer Gesellschaft rundet das vielseitige Programm ab.

Weitere Details zu Ort, Zeit und Anmeldung erhalten Sie in der nächsten Ausgabe des Zirks oder bald auf unserer Webseite.

Der Vorstand